

## **Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong**

(Universität Kiel)

Wie bin ich dorthin gekommen, wo ich jetzt beruflich stehe? Das bedeutet in meinem Fall: Wie war mein Weg zur W3-Professur für Praktische Theologie mit den Schwerpunkten Religionspädagogik, Homiletik und Kirchentheorie an der Theologischen Fakultät der Christian-Albrechts-Universität Kiel und wie war der Weg in der Ausfüllung der Professur seit 2007? Insgesamt deute ich meinen Weg irgendwo zwischen einer relativ gradlinigen wissenschaftlichen „Karriere“ und einer kreativen Findung und Gestaltung des eigenen beruflichen Weges – Elemente beider Pole finden sich in meinem Lebenslauf und je nach Perspektive mag der eine oder der andere Aspekt stärker in den Vordergrund treten.

Während meines Studiums der evangelischen Theologie in Kiel, Heidelberg, Jerusalem und München (1985–1992) hatte ich eine wissenschaftliche Laufbahn nicht im Blick. Ich habe Theologie studiert, weil mich die Inhalte des Faches interessierten, und hatte tendenziell eine kirchliche Berufsperspektive als Pastorin vor Augen. Erst während meiner Examensarbeit habe ich aufgrund der Lust an der eigenständigen Forschung über eine Promotion nachgedacht. Dennoch kam das Angebot, in München Assistentin in der Praktischen Theologie zu werden, das mir unmittelbar nach dem Examen unterbreitet wurde, über-

raschend. Die Entscheidung dazu, mein bereits geplantes Vikariat zu verschieben, fiel mir jedoch nicht schwer. Ich habe dann drei Jahre lang (1992–1995) an meiner Dissertation gearbeitet und Praktische Theologie unterrichtet, was mir beides viel Freude gemacht hat. Fragen hatte ich damals eher an das „System Universität“ und die Kommunikationsstrukturen in der universitären Selbstverwaltung. Eine universitäre Karriere habe ich damals auch deshalb nicht angestrebt. Vermutlich spielte dabei aber auch die Tatsache eine Rolle, dass ich in meinem Studium mangels Professorinnen keine Rollenvorbilder hatte. Wichtig war bereits damals die Erkenntnis, dass gelingende Wissenschaft (in diesem Fall eine erfolgreiche Promotion) bei aller Leidenschaft und allem Engagement immer auch ein Kompromiss zwischen Inhalt und Rahmenbedingungen, insbesondere den zeitlichen Möglichkeiten ist. Als ich kurz vor Abgabe meiner Dissertation überlegte, sie so umzuschreiben, dass ich richtig mit ihr zufrieden sein könnte, bekam ich von einem älteren Kollegen den ausgezeichneten Rat, die dafür aufzuwendende Lebenszeit von ca. einem Jahr im Verhältnis dazu zu sehen, dass eventuell eine etwas bessere Note zu erzielen ist. Ich habe es gelassen, aufgrund der mündlichen Prüfung die Promotion dennoch mit „summa cum laude“ abgeschlossen und daraus gelernt, dass Perfektion auch in der Wissenschaft kein sinnvolles Ziel ist und das Ergebnis immer im Verhältnis zur Lebenszeit zu sehen ist. Vermutlich hat diese Erkenntnis meine wissenschaftliche Laufbahn nicht unerheblich gefördert.

Anschließend habe ich (1995–1997) das Vikariat in Hamburg gemacht. Dabei habe ich eine für mich selbst überraschend klare Orientierung an einem wissenschaftlich geprägten Blick auf die kirchliche und gesellschaftliche Praxis erlebt, die manchmal in Spannung zu der kirchlichen Ausbildungskultur stand. Dies setzte sich fort, als ich anschließend Pfarrerin in der kirchlichen Erwachsenenbildung wurde – wie damals üblich, wenn der Ehepartner/die Ehepartnerin auch in der Kirche beschäftigt ist, mit einer 50 %-Stelle (1997–2002). Meine persönliche Erfahrung als Pfarrerin in einem übergemeindlichen Amt in Hamburg, dass diese zwar ein Drittel der Pfarrstellen ausmachen und für die gesellschaftliche Rolle der Kirche eine besondere Bedeutung haben, in der innerkirchlichen Wahrnehmung und den Entscheidungsgremien jedoch marginalisiert werden, führte dann zu dem Wunsch, das Verhältnis zwischen Ortsgemeinde und übergemeindlicher Arbeit wissenschaftlich zu reflektieren. Daraus entstand neben der halben Stelle meine kirchentheoretische Habilitation. Eine universitäre Laufbahn hatte ich dabei zwar als theoretische Möglichkeit im Kopf, aber nicht

als konkrete Planung, sondern mit innerer und äußerer Offenheit für unterschiedliche Optionen. „Karriere machen“ um der Karriere willen habe ich nicht angestrebt, sondern mein Ziel war ein Tätigkeitsfeld, das mir entspricht und wo ich mich mit meinen Stärken und Neigungen am richtigen Ort fühle. Dem Begriff selbst stehe ich nicht kritisch gegenüber, wohl aber der Vorordnung dieses Aspektes vor Inhalten oder gar menschlichen Aspekten.

Von einem Mentoring oder einem vergleichbaren Unterstützungsprogramm habe ich in dieser Zeit nie gehört. Auch ein „persönliches Mentoring“ im Sinne einer persönlichen Beratung und Förderung hinsichtlich des beruflichen Werdegangs insgesamt habe ich nicht erlebt. Um die Betreuung der Habilitation hatte ich meinen ehemaligen Kollegen Eberhard Hauschildt gebeten, der mittlerweile eine Professur in Bonn innehatte. Mit ihm hatte ich in größeren Abständen Gespräche und bekam hilfreiche Rückmeldungen. Wie schon die Dissertation habe ich auch die Habilitation jedoch sehr eigenständig verfasst.

In der Endphase meiner Habilitation wurde meine Tochter geboren. Deren Betreuung haben mein Mann und ich uns von Anfang an geteilt, so dass ich acht Wochen nach der Geburt meine 50%-Stelle wieder aufnahm und drei Tage die Woche außer Haus gearbeitet habe. An der Habilitation habe ich abends und an den Tagen weitergearbeitet, an denen ich für unsere Tochter zuständig war. Dabei half mir neben der o. g. Erkenntnis, dass das Ergebnis wissenschaftlicher Arbeit immer Inhalt mal zeitliche Ressourcen ist, die Fähigkeit zur Konzentration und zur Strukturierung. Voraussetzung waren aber natürlich auch die klaren Absprachen zwischen meinem Mann und mir hinsichtlich der geteilten Zuständigkeit und seine Bereitschaft, diese verbindlich einzuhalten. Von früheren Überzeugungen, dass wissenschaftliche Kreativität Zeit, Raum und innere Bereitschaft erfordert und nicht „auf Knopfdruck“ zu erzeugen ist, habe ich mich damals verabschiedet – und dies ging erstaunlich gut. Subjektiv habe ich den Abschluss der Habilitation nicht unbedingt als stressiger empfunden als den Abschluss der Dissertation unter vergleichsweise idealen Bedingungen. Belastender war die Tatsache, dass zweimal die kirchliche Einrichtung, an der ich tätig war, geschlossen wurde und mir kirchlicherseits wenig Unterstützung und auch Wertschätzung entgegenkam. Ich habe mich nach der Habilitation auf verschiedene Professuren (jedoch nicht auf jede ausgeschriebene) beworben und wurde auch auf einige Listen gesetzt, war jedoch innerlich noch nicht überzeugt davon, dass ich diesen beruflichen Weg wirklich gehen wollte. Sehr hilfreich war für die Entscheidung eine Lehrstuhlvertretung in Jena, die dann noch einmal um

ein Semester verlängert wurde (2003–2004). In diesem Rahmen konnte ich die professorale Rolle sozusagen „ausprobieren“ – und stellte fest, dass sie mir offensichtlich recht gut liegt. Insofern fiel dann auch eine tendenzielle Entscheidung für die wissenschaftliche Laufbahn. Das Pendeln zwischen Wohn- und Arbeitsort mit einem kleinen Kind habe ich jedoch als sehr anstrengend und familiär belastend empfunden. Als nicht einfach empfand ich auch das Gefühl der Unsicherheit, nicht zu wissen, wie es beruflich weitergeht. Faktisch hatte ich dann das große Glück, dass mir ein Heisenbergstipendium bewilligt wurde, was ja maximale wissenschaftliche Freiheit bei finanzieller Absicherung ermöglicht. Dieses konnte ich allerdings nicht ganz so „genießen“, wie ich mir dies vorgesellt hatte, da ich zu viele Vortrags- und Publikationsanfragen angenommen hatte – in dem Bewusstsein, mich ja noch weiterqualifizieren zu müssen. Zudem ergab sich dann nach einem Jahr die Möglichkeit, eine Professur in Kiel zu vertreten (2005–2006). Dies war besonders attraktiv für mich, weil Kiel in räumlicher Nähe zu Hamburg liegt, so dass ich abends zu Hause sein konnte – vor allem aber hatte ich sowohl aus inhaltlichen als auch aus regionalen Gründen ein großes Interesse an der Professur, die dann wieder ausgeschrieben werden sollte. Die Vertretung ermöglichte der Fakultät und mir ein gegenseitiges Kennenlernen. Ich habe damals kurz gezögert, ob ich mich auch mit den erfahrungsorientierten Anteilen meines Verständnisses von Praktischer Theologie zeige, und mich bewusst dafür entschieden, damit die Fakultät ggf. mich mit dem, wie ich bin und wie ich Theologie treibe, beruft. Nach der Ausschreibung habe ich allerdings sowohl zu meiner Entlastung als auch zu der der Fakultät bewusst die Vertretung nicht weitergeführt (und noch einmal das Heisenbergstipendium genutzt).

2007 wurde ich dann tatsächlich auf die Kieler Professur berufen, die ich seitdem inne habe. Dies empfinde ich nach wie vor als großes Glück, es war nicht nur meine Wunschstelle, sondern hat sich auch als solche erwiesen. Sie verbindet sowohl hinsichtlich Lehre als auch Forschung Religionsdidaktik mit Praktischer Theologie, so dass ich sowohl Pfarramts- und Lehramtsstudierende unterrichte als auch in den Forschungsthemen und -verbänden in den sonst institutionell oft getrennten Bereichen Religionspädagogik und Praktische Theologie aktiv bin. Dies empfinde ich manchmal als hohe Anforderung, die auch auf Kosten der Intensität in beiden Bereichen geht, meist aber als Bereicherung. Es liegt mir, mich nicht in einem Bereich tief zu spezialisieren, sondern exemplarisch und vernetzt denkend in verschiedenen Themen zu arbeiten.

Sehr wichtig und essentiell für meine Berufsausübung ist mir dabei eine gute kollegiale Vernetzung. Diese habe ich bereits früh in der deutschsprachigen Praktischen Theologie erfahren, nicht zuletzt in dem 2004 gegründeten Arbeitskreis „Praktische Theologie lehren“, der an einem informellen Austausch über ihre Lehre interessierte Praktische Theologinnen und Theologen zusammenführt. Einen guten Austausch darf ich auch mit den Praktischen Theologen der benachbarten Fakultäten Hamburg und Flensburg führen. Mit meinem Beginn in Kiel habe ich eine trinationale Sozietät mit Ralph Kunz und Thomas Schlag in Zürich und Henk de Roest in Groningen initiiert, die nicht nur offensichtlich unsere NachwuchswissenschaftlerInnen, sondern auch uns selbst fachlich und menschlich sehr bereichert. Auch an der Kieler Theologischen Fakultät und mittlerweile auch interdisziplinär in die Christian-Albrechts-Universität zu Kiel hinein hat sich die kollegiale Vernetzung ausgezeichnet entwickelt. Gegenwärtig bin ich an mehreren interdisziplinären Projekten beteiligt, die für mich manches in der Theologie Selbstverständliche noch einmal in einem neuen Licht erscheinen lassen. Besonders aber die persönliche Freundschaft vor allem zu weiblichen Kolleginnen, die sich teilweise auch mit gemeinsamen wissenschaftlichen Projekten verbindet, ist mir außerordentlich wichtig und sehr hilfreich, gerade für Fragen der Lebensführung in diesem Beruf. Uns verbindet nicht zuletzt die permanente Frage nach einer Balance der verschiedenen Lebensbereiche.

Bei mir empfinde ich die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf als recht zufriedenstellend gelöst: Mein Mann hat eine 50%-Stelle als Pastor mit zusätzlicher freiberuflicher Tätigkeit und wir richten unsere Arbeitszeiten so ein, dass er an drei und ich an zwei Nachmittagen die Woche für unsere Tochter zur Verfügung steht bzw. stehe und an diesen Tagen auch die Hauptverantwortung für den Haushalt (und unsere beiden Hunde) trägt bzw. trage. Diese Flexibilität empfinde ich als großen Vorteil des professoralen Berufs. Die Kehrseite ist der Mangel an klar definierter Freizeit und Zeit für mich selbst. Die nachmittägliche Zeit für Familie und Haushalt arbeite ich häufig abends und am Wochenende wieder hinein und das Gefühl von „nie-fertig-sein“ empfinde ich als sehr prägend. Als außerordentlich hilfreich erweist sich dabei neben unseren beiden Hunden mein Pferd, das eine „Verpflichtung zur Freizeit“ darstellt. Zudem erfordert der Umgang mit Tieren ganz andere Fähigkeiten und Eigenschaften von mir als der berufliche Bereich, was einen wertvollen Ausgleich darstellt.

Theologisch-inhaltlich war und ist mir der Erfahrungsbezug und die gesellschaftliche Relevanz wissenschaftlicher Theologie besonders wich-

tig. Daher hat mich die Verleihung des Wissenschaftspreises der Stadt Kiel auf Empfehlung des Präsidiums der Kieler Universität 2011, der die gesellschaftliche Wirkung wissenschaftlicher Arbeit würdigt, besonders gefreut.

In den letzten Jahren hat mich dann die universitäre Selbstverwaltung besonders beschäftigt, da ich 2010–2012 Studiendekanin und 2012–2014 turnusmäßig Dekanin der Fakultät war. Dabei wurden noch einmal andere Qualitäten hinsichtlich Leitung, Personalführung und strategischen Überlegungen von mir gefordert. Ich habe dabei viel über mich selbst erfahren und gelernt, unterstützt durch ein durchgehendes, von der Uni angebotenes und finanziertes Coaching. Schätzen gelernt habe ich die Möglichkeiten des Amtes, das einem qua Rolle die Chance und durchaus auch die Macht gibt, Veränderungen in der Fakultät und ihrer Kommunikation nach außen anzustoßen und durchaus auch umzusetzen. Zentral war dabei für mich, das Dekanat nicht als einsame Leitungsspitze, sondern mit den beiden Prodekanen als Team zu begreifen und von diesen viel Beratung und Unterstützung zu erfahren. Dies bedeutete auch eine Veränderung in der Fakultätskultur, die einigen Kollegen nicht ganz leicht fiel – wie auch insgesamt eine Dekanin, die gleichzeitig die erste weiblichen Geschlechts (seit 1665) wie auch der jüngeren Generation ist und aus dem nicht immer als wirkliche „Wissenschaft“ angesehenen Fach Praktische Theologie kommt, vielleicht eine gewisse Herausforderung bildete. Ich möchte die Zeit jedoch keinesfalls missen, bin aber auch froh, mich künftig wieder stärker Lehre und Forschung widmen zu können. Mit 49 habe ich das Gefühl, im Beruf gut angekommen zu sein und das erreicht zu haben, was ich gerne erreichen wollte, was mir den Luxus und die Freiheit erlaubt, meine Themen, Projekte und Engagements jetzt stärker selbst wählen zu können. Dazu gehört natürlich auch die Fähigkeit, „nein“ zu sagen und Anfragen abzulehnen, was nie leicht, aber in diesem Beruf unbedingt erforderlich ist. Umso besser lässt sich jedoch das „Ja“ zu anderen Projekten, vor allem aber auch zu diesem Beruf formulieren.